

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 47

Artikel: Material

Autor: Worthington, Henry / Andrew, Frank

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heutzutage gescheit und können viel; aber fliegen, das bringen sie doch nicht fertig. Da sagt unser Herrgott: Halt, bis hier her und nicht weiter.“ Nun haben sie's doch erreicht, durchqueren nach Belieben die Lüfte und haben wie zum Triumph aus lichter Höh sein Heim photographiert und in einer Zeitschrift erscheinen lassen.

Er hat's nicht mehr erlebt, der liebe Greis. Aber fliegen hat er doch noch gesehen, das ließ sich nicht bestreiten. Da er aber nie zugab, in einer Behauptung nicht recht zu haben, wie er anderseits sein Wort unter allen Umständen hielt, verteidigte er sich mit den Worten: „Früher oder später fallen sie doch alle herunter“, und davon ließ er sich nicht abbringen.

Aber genug, ich wende das Blatt und staune; denn vor mir liegen die Bilder der Herzwilerhäuser und gar der Großeltern. Hätten die schlichten Leute gewußt, daß ihr Bild dazu benutzt würde, eine Zeitschrift zu illustrieren, sie hätten sich um nichts in der Welt abknipsen lassen. Es ist ohnehin nicht manchmal vorgekommen in ihrem Leben und immer kostete es große Überredungskunst. Der Großvater würde eins wettern, wenn er die „Berner Woche“ sähe! Es gäbe einen Auftritt, wie ich sie oft erlebt, wenn eine Neuerung seine Missbilligung erregte. Umsonst nahm ich, als Kind der Neuzeit, die Verteidigung auf. Denn der Widerspruch war angesichts der alten, massiven Kirschbaummöbel, der blinkenden Zinnkannen und der tickenden Sumiswalderuhren unnütz. Die ganze Umgebung sprach der guten alten Zeit das Wort, und ich mußte kapitulieren.

Wenn's auch nicht gar friedlich aussah, liebte ich doch solche Auftritte sehr. Erstens war es ein Zeichen guter Gesundheit und dann war die Zunge für alte Erinnerungen, denen ich immer so gerne lauschte, gelöst. Das federnlose Kanapee bot kein weicher Sitz; aber nie seither, wie weich ich auch saß, ist mir so wohl gewesen, wie an seiner Seite auf dem alten Möbel; wenn er in's Erzählen kam.

Was ich da zu hören bekam, stimmt aber mit dem Text über Herzwil in der „Berner Woche“ nicht recht überein. Nach ihm könnte man versucht werden zu glauben, die alten Herzwiler seien feiernd auf dem Geldsack gesessen. Der Greis aber sprach von harter Arbeit bei äußerster Sparsamkeit. Beim ersten Lichtschein sei man aufgestanden und habe sich erst beim letzten niedergelegt. Selbst im Winter hörte man in aller Herrgottsfriße den 6 oder 8 Tadt der Drescher, während in der Stube schon die Spinnräder surrten, wo die Frauen und Töchter „Werch“ und Flachs für ihre Leinen spannen.

Oft, wenn ich des Abends todmüde von schwerer Feldarbeit heimkehrte, mußte ich an unsere Vorfahren denken und staunen, wie sie es fertig gebracht, die gleichen Flächen mit weniger Kräften und ohne die Erleichterung durch die Maschinen zu bebauen. Das brauchte freilich zähere NATUREN als sie das heutige Geschlecht aufweist! Dabei hat man sich aufs primitivste ernährt. Man lebte von dem, was man auf dem Hofe hatte. Frisches Fleisch kam nur an hohen Festtagen auf den Tisch. Man meßte im Winter eine alte Kuh und nach Bedarf Schweine. Das Fleisch sei dann oft im Sommer so hart geworden, daß man es am Samstag vorlochen mußte, um es am Sonntag weich zu bringen. Brot wurde gebäckt, wenn der Vorrat noch für eine Woche ausreichte, damit nicht zu viel gegessen würde. Der Großvater behauptete aber, man sei dabei gesünder und zufriedener gewesen als heutzutage. In der freien Zeit habe sich die Dorfjugend unter der Linde gesammelt und da wurde nach Herzenglust gesungen. Die Alten seien vor den Häusern gesessen und hätten sich ihres Nachwuchses gefreut. Die heutige Jugend suche ihr Vergnügen auswärts, komme spät in der Nacht heim und gehe am folgenden Tag mürrisch an die Arbeit.

Wenn das Gespräch diese Wendung nahm, duckte ich mich in die Sofaecke, wußte ich doch, jetzt kommt ein Kapitel über die heutige, verdorbene Jugend. Besonders der

Kleidermode war er feind. Er kannte nicht leiden, daß die Landmädchen die „währhafte“ Bauerntracht nicht mehr tragen wollten und gleich den Städtern in fadenscheinigen kurzen „Fähnchen“ daher kommen. Daß man im leichten losen Kleide wöhler ist und leichter schafft, wollte er nicht gelten lassen und der Refrain dieser Disputationen war: früher habe ein Weibervolk noch etwas vorgestellt, jetzt sehe man nur noch so „Gümper“. Obwohl ich nie zu den Modernen gehörte, bot er mir doch wiederholt eine Silbermünze an, um Stoff für in und an das Kleid zu kaufen. Oft schon habe ich mich gefragt, was er wohl zu den Bubiköpfen sagen würde! In Herzwil gibt es zwar noch keine und ich kann mir nicht vorstellen, daß sich eine Herzwilotter könnte die Haare schneiden lassen. Aber wer weiß? Das Rad der Zeit geht seinen Gang und der Großvater hat auch noch fliegen gesehen!

Der Verfasser der Chronik spricht von prunkvollen Gewändern der alten Herzwiler. Auch da muß ich widersprechen. Brunken paßt gar nicht zu ihrer Art. Sonst schaue man nur die Jahrhunderte alten Bauten an. Die sind gleich ihren Erbauern schlicht und fest und weisen nichts Prozeßhaftes, Auffälliges auf, wenn sie auch Sinn für das Schöne verraten. Ich kann mich keiner baulichen Umänderung freuen, so begründet sie auch sein mag. Mir ist immer, als reise man mir mit jedem Stück Holz ein Stück der Heimat weg und es reut mich, das Werk der Ahnen verändern zu sehen. Auch halten die alten Eichenstühle noch lange so gut wie die heutigen Betonmauern.

Nun bin ich aber von der Kleidung abgekommen. Freilich wurde vom Besten eingekauft, sonst hätte der Großvater die goldene Hochzeit nicht im Hochzeitskleide feiern können. Aber Auffälliges wurde nichts getragen. Die Frauen trugen die Tracht. Diese wurde aber nur auf die Hochzeit neu angeschafft und hielt ein Leben lang aus und wurde gar noch von der Tochter getragen. Es gab also nicht jeden Regentag etwas Neues und nur bei besonderen Anlässen zeigte man sich im Sonntagsstaat.

Wir Jungen können den Ahnen nicht genug danken für das Heim, das sie uns erworben, durch die Jahrhunderte in guten und schlechten Zeiten erhalten und ausgebaut. Wissen wir doch, wie schwer die Scholle ihren Mann nährt! Zudem vermehren sich die Heimwesen nicht gleich den Bauernsöhnen und es kostet jeden Vater unsägliche Mühe, die Kinder zu versorgen. Darum kann ich nicht dulden, daß man unsere Vorfahren als Prasser und Brunker darstellt. Neidern möchte ich empfehlen, ihr Leben nachzuahmen. Sicher kommen sie in jedem Beruf viel rascher und leichter zu Wohlstand, als es bei der Landwirtschaft möglich ist.

Aber schön ist's „eineweg“ und gesund dazu!

Material.

Skizze von Henry Worthington.
Autorisierte Uebertragung von Frank Andrew.

„So spät kommen Sie, Ethel“, sagte Frank vorwurfsvoll, als er seinem Besuch mit ausgestreckten Händen entgegen eilte. „Ich dachte schon, ich müßte vergeblich warten.“

„Zeitiger konnte ich heute wirklich nicht fort“, erwiderte Ethel Harven mit ihrem entwaffnenden Lächeln, „Frau Rogers hatte Gäste und da mußte ich natürlich auch schon etwas länger bleiben.“

Mit Entzücken schaute Frank auf die zarte, kleine Figur an seiner Seite, als er, wie fast jeden Tag seit nunmehr schon beinahe zwei Wochen, sie den Weg zu der schattigen Bank im Garten führte. Immer wieder schien es ihm unwirklich wie ein Traum, daß dieses reizende, gepflegte Mädel aus London bei ihm auf der nüchternen, primitiven Farm Südafrikas mit seiner Gesellschaft vorlieb nahm. Seitdem er vor sechs Jahren als jüngster Sohn einer verarmten Offiziersfamilie in die Kolonie gekommen war, um hier

troß seiner gänzlichen Vermögenslosigkeit den Versuch mit einem neuen Leben zu wagen, hatte er außer einigen Ein-geborenen und ein paar Nachbarn kaum einen Menschen zu Gesicht bekommen. Aber dann hatte er Ethel getroffen und all die Schwere und Einsamkeit seiner Arbeit und seines Lebens, die ihn in den letzten Jahren schon fast hatten zu Boden drücken wollen, waren verschwunden.

Sie war bei den Rogers, den Besitzern der benachbarten Farm, zu Besuch. Bei seiner ersten Begegnung mit ihr hatte es ihm geschienen, als ob plötzlich ein Stück seines geliebten London in die afrikanische Wüste versetzt worden sei: moderne, wenn auch für den Aufenthalt in diesem rauhen Lande praktisch ausgewählte Kleider; sorgfältig gepflegtes, leidig glänzendes Haar — die ganze Erscheinung ein frischer Gegensatz zu den einfachen, hart arbeitenden Farmersleuten seiner Umgebung. Tausend Fragen hatte er für sie gehabt; nach London, nach den Theatern, nach all den Orten und Dingen, von denen er sechs Jahre schon entfernt war und nach denen er all diese Zeit gehungert hatte. So war er rasch mit ihr gut Freund geworden und in den nächsten Tagen hatte er sie fast regelmäßig auf eine halbe Stunde oder so getroffen, eine halbe Stunde, auf die er den ganzen Tag als den Augenblick wartete, der ihm jetzt zum erstenmal das Leben wieder erträglich zu machen schien. Kein Wunder, daß ihre kurze Verspätung ihn fast verzweifelt gemacht hatte.

„Morgen könnten wir doch jetzt endlich den Ausflug auf die Beld-Höhe machen, zu dem Sie mir Ihre Begleitung versprochen haben“, bat Frank, als er an der Seite seines Gastes im Garten saß.

Schon vor einer Woche hatte Ethel eingewilligt, die romantische Bergreihe in Franks Gesellschaft zu besteigen, und für ihn hatte dieser Ausflug in den letzten Tagen besondere Bedeutung gewonnen. Er wußte nur zu gut, daß Ethel in Kürze nach London zurückkehren würde, wenn ja, wenn er sie nicht dazu bewegen könnte, für immer hier zu bleiben! Er war sich über die Vermessenheit klar, dieses an die Großstadt und augenscheinlich auch an einen gewissen Luxus gewöhnte Mädel zu bitten, sein Leben, das einfache, anspruchslose Leben eines hartkämpfenden Farmers zu teilen. Aber andererseits hatte sie in der Zeit ihrer Bekanntschaft soviel Interesse gezeigt für die Dinge, die sein Dasein ausmachten, hatte so offensichtlich versucht, ihn und seine Arbeit kennen zu lernen, daß er es bei dem versprochenen Ausflug wagen wollte, sie um ihr Bleiben für immer zu bitten. Freilich, von ihr selbst wußte er beinahe gar nichts; allen seinen mehr persönlichen Fragen war sie eigentlich immer geschickt irgendwie ausgewichen. Aber auf jeden Fall würde er versuchen, mußte er versuchen, diese Frau, die sein Glück ausmachte, zu gewinnen.

„Wenn wir bei Sonnenaufgang auf dem Weg sind, könnten wir den ganzen Ausflug recht gut in einem Tag machen“, bat daher Frank jetzt weiter. „Der Aufstieg ist weniger beschwerlich, als es von hier scheint, und“

„Leider werde ich Sie trotzdem nicht mehr begleiten können“, unterbrach ihn jedoch Ethel wider alles Erwarten. „Sehen Sie, Frank, ich ich reise schon morgen gegen Abend nach Kapstadt ab heute kam ein Telegramm ich muß fort.“

Ganz erschrocken schaute Frank sie an. Morgen schon fort? Für immer fort? Ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, ihr von seinen Zukunftshoffnungen zu sprechen? Unmöglich! Und jetzt etwa sofort sein Schicksal in die Hand nehmen und die entscheidende Frage an sie richten? Nein, er mußte noch eine Spanne Zeit haben sich alles zuerst legen zuviel hing von dem richtigen Eindruck seiner Worte ab ihr Abschied kam so plötzlich

„Wenn Sie wirklich nicht länger bleiben können Ich muß Sie unbedingt morgen noch sprechen, Ethel ich möchte Sie etwas fragen wo kann ich Sie noch sehen?“

„Nachmittags möchte ich noch einen letzten Spaziergang machen, um Abschied von allem zu nehmen. Wenn Sie mich begleiten wollen?“

Unerträglich lang schienen Frank die Stunden am nächsten Tag, bis er ihr endlich entgegengehen konnte. In den schlaflosen Ewigkeiten der Nacht hatte er sich wieder und wieder überlegt, was er zu ihr sagen wollte. Oh, es würde, es mußte ihm gelingen, sie zu gewinnen; er konnte ihr so oft gezeigtes Interesse ja unmöglich mißdeutet haben

Als er zu dem vereinbarten Treffpunkt kam, war sie nicht dort. Natürlich, in seiner Ungeduld war er zu früh gekommen. Jeden Augenblick mußte sie jetzt hinter der kleinen Anhöhe auf dem Weg von Rogers Farm auftauchen und dann die nächste halbe Stunde würde ihm sein Glück bringen.

Als die Sonne ihre letzten Strahlen über die Felder schickte, um, abschiednehmend für den Tag, noch einmal die Spitzen von Bergen und Bäumen in ihren goldenen Schimmer zu hüllen, ging Frank müde, Schritt für Schritt, den Weg zu seiner einsamen Farm zurück. Er hatte vergeblich gewartet, schier endlos, verzweifelt gewartet. Ethel war nicht gekommen!

Später hörte er, daß sie schon am Morgen den Frühzug von der nächsten kleinen Station genommen hatte. Nein, Nachrichten hatte sie für ihn nicht zurückgelassen.

Schmerz und Enttäuschung haben ihre schärfste Schneide, bevor Gewohnheit und die Erfordernisse des Alltags ihren wohltätigen Einfluß ausgeübt haben. Wochen, ja Monate hoffte Frank bei jeder Post von ihr zu hören. Ihr grußloser Abschied, ihre plötzliche Abreise: für all das mußte es ja eine Erklärung geben. Gewiß würde sie ihm schreiben, würde Nachricht von sich geben. Wenn nicht früher, dann sicherlich sobald das neue Frühjahr sie wieder an die Zeit erinnern würde, da sie mit ihm zusammen so eifrig über all seine kleinen und großen Schwierigkeiten gesprochen hatte, über all die Hoffnungen, die der Frühling für den Landmann bringt.

Und diese Hoffnung auf den Frühling half Frank durch die langen, trüben, freudlosen Tage des Winters, an denen er immer wieder und wieder ihr Bild vor seine Augen rief und zu ihr sprach, als ob sie bei ihm wäre, als ob sie auf seine eifrigen Fragen Antwort geben könnte. Im Frühjahr würde er Nachricht von ihr haben und die so plötzlich gelöckerten Fäden wieder aufnehmen können.

Eine Nachricht kam wirklich. An einem jener Tage, wie er sie im Vorjahr glücklich und hoffend mit ihr verbracht hatte, war seine Post von zu Hause gekommen; eine halbe Stunde stiller Freude saß er bei seinen Briefen und las die Neuigkeiten, die seine Mutter und ein paar Freunde ihm aus der Heimat zu berichten wußten. Schließlich die Zeitungen und Zeitschriften, die fast seinen einzigen Kontakt mit dem Geschehen der weiteren Welt herstellten.

Dann plötzlich sah er ihr Bild. Das illustrierte Blatt zeigte sie in wundervoller Ähnlichkeit, lächelnd, wie er sie im Geiste in all diesen langen Monaten vor sich gesehen hatte. Einen Augenblick schien sie lebhaftig wieder vor ihm zu stehen, die Sonne auf ihren Haaren und die Augen strahlend.

Und dann las er den kurzen Text unter dem Bild. „Ethel Harven, die talentierte, jugendliche Verfasserin verschiedener vielgelesener Erzählungen, hat soeben ihr neuestes Werk, einen südafrikanischen Roman, fertiggestellt. Die Charaktere dieser Schilderung des kolonialen Farmerlebens, die sich um die Figur eines jungen Landmanns gruppieren, sind von besonders klarer, realistischer Zeichnung, die auf ein sorgfältiges, wohldurchdachtes Studium deuten. Es heißt, daß die Verfasserin selbst einige Wochen in der Kapkolonie verbracht hat, um das nötige Material an Ort und Stelle zu sammeln. Das Buch wird noch in diesem Frühjahr erscheinen.“

Material!